Der oberschwäbische Musikant und Volkshumorist Munding

Schwänke und Schnurren aus seinem Leben

Von Georg Deininger

Mit breiten Ellenbogen sitzt der oberschwäbische Bauer auf seinem Eigen. Man hat Raum und Ellenbogenfreiheit, und mit einer gewissen Behäbigkeit und Gemütlichkeit rollt sich das Leben auch heute noch ab. Die Luft zwischen den Menschen ist nicht so stark mit den Strömen der Gegensätzlichkeit unseres modernen Lebens geladen wie in dicht bevölkerten Landstrichen. Man hat noch Sinn für Neck- und Scherzwort, für Geselligkeit und Tanz und auch noch Freude an alten neckischen Geschichten und Schwänken.

Wie Munding sich seiner Zechschulden entledigte

Munding war im Oberamt Waldsee wegen seines Humors bei den Wirten ein gern gesehener Gast. Da seine durstige Musikantenkehle aber oft den Etat überschritt, hatte er allüberall Zechschulden. Als ihm diese über den Kopf wuchsen, sann er auf Mittel und suchte Wege, sich in origineller Weise seiner Schulden zu entledigen. Munding war da einmal auf dem Wege zu einer Hochzeit, bei der er aufspielen sollte. Da begegnete ihm ein Knecht, der auf einem Bernerwagen einen Sarg führte. Auf seine Anfrage wurde ihm erzählt, daß der Vater des Michelbauers von B. gestorben sei. Schnell leuchtete ihm eine Idee ein. „Woischt was?“ sagte er zum Knecht, „laß mi en de Sarg liege, und wenn de ebber frogt, wer gstorbe sei, no saischt: dr Munding!“ Der Knecht, der den Witzbold kannte, willigte ein. Munding legte sich in den Sarg und nun ging es weiter. In N. N. wurde beim ersten Wirtshaus halt gemacht. Der Wirt, der das Pferd versorgen wollte, fragte den Knecht, wer gestorben sei? „Dr Munding von Gebrazhofen,“ war die Antwort. „Waaaas?“ sagte der Wirt; „was du net saischt; der isch mir au no drei Gulde schuldig. Aber no, nachdem 'r gschtorba isch, sollet se ihm gschenkt sei!“ Bei diesen Worten hob sich in feierlicher Weise der Deckel des Sarges und Munding rief heraus: „Vergelts Gott, Wirt!“ So wurde es noch bei anderen Wirtschaften gemacht.

Am Bodensee: Blick auf den Hafen — Heiner Baumgärtner

Saures Bier

Bei einem Wirte war Munding einmal seine Bierzeche schuldig geblieben. Als er nun später eiligen Schrittes an der Wirtschaft vorbeiging, rief ihm der um sein Guthaben besorgte Wirt zum Fenster hinaus zu: „Munding, komm gschwind rei, bei mir standet (stehen) no siebe Glas Bier!“ (Gemeint natürlich „in der Kreide“!) Munding erwiderte darauf: „I hon koi Zeit, laß die Schoppe no stau, die send jo seit em letschtemol doch sauer worde!“

Munding ohne Hausschlüssel

Da Munding als Musikant gern „dudelte“, geriet er mit seinem strengen Ehefünfachtelchen, der Mundingin, oft in Konflikt. Hatte er Moneten im Beutel, so klebte er auf der Wirtshausbank bis spät in die Nacht hinein. Um den durstigen Bösewicht zu kurieren, versteckte ihm seine Frau eines Abends den Hausschlüssel. Ohne Murren und Grollen akzeptierte Munding diese Neuerung seines Hausfeldwebels. Um sich jedoch freien Zugang in sein Asyl zu jeder Stunde der Nacht auch ohne Hausschlüssel zu sichern, nahm er die Haustüre mit ins Wirtshaus. Andern Tags soll Munding wieder im Besitz des Hausschlüssels gewesen sein.

Die Klafterstecken

Munding war bei einem benachbarten Fürsten gut angeschrieben, weshalb er seinen Brennholzbedarf immer beim dortigen Rentamt deckte. Er fand auf der Suche nach einem passenden Holz einen Raummeter zwischen zwei großmächtigen Tannen aufgeschichtet. „Zwei prächtige Klafterstecken!“ dachte der Schalk. Er ging auf das fürstliche Rentamt, kaufte das Holz und fragte, ob die Klafterstecken rechts und links vom Holz auch dem Käufer gehören? Das wurde bejaht. Am andern Tage machte er mit einem Gehilfen die beiden Tannen um und ließ die Stämme abtransportieren. Als der Waldhüter dagegen einschritt, sagte Munding: „Im Rentamt hot ma' mir gsait, daß d Klafterstecka mir gehöret!“

Das alte Holz

Ein anderes Mal hat Munding zur Winterszeit Not an Brennholz. Auf seine Bitte wird ihm gestattet, im Wald „altes Holz“ zu holen. Schnell macht sich der Schlauberger daran, die größte Tanne des Waldes umzusägen. Der Forstwart wollte ihm wehren. Munding sagte: „I därf jo alt's Holz em Wald hola. Da hon i denkt, de größt' Tanne wird wohl 's älteste Holz sei!“

Der Geigenbogen

Munding war ein lustiger Geiger. Eines Tages ging ihm sein Geigenbogen in Stücke. In der Not ging er zu seinem fürstlichen Gönner und bat ihn, ob er nicht Holz zu einem neuen Bogen holen dürfe. Dies wurde ihm natürlich gestattet. Munding fällte nun im Walde eine starke Tanne. Auf den Protest des Waldhüters erklärte er, er habe die Erlaubnis vom Fürsten, Holz für einen neuen Geigenbogen zu holen. Der Waldhüter meinte, dazu brauche man doch keine so große Tanne. Munding sagte: „Ha, Esel oifältiger, i ka' doch no 's Mark brauche, do fällt also no viel weg!“

Mundings Tod

Munding geriet des öfteren mit den Ortsorganen, den „Obrigkeiten“, in Konflikt. Als er nun todkrank darniederlag, bat er die Träger der obrigkeitlichen Gewalt zu sich. Diese glaubten, Munding wolle sich vor seinem Hinscheiden mit ihnen aussöhnen und vereinbarten die Besuchsstunde. Gleichzeitig traten die „Obrigkeiten“ ins Krankenzimmer, die weltliche und die geistliche. Munding begrüßte sie und bat den einen Herrn zu seiner Rechten, den andern zu seiner Linken Platz zu nehmen. Nun sagte er nicht ohne Bosheit: „So, meine Herre, jetzt kann i leicht und guat sterbe, jetzt han es grad so wie unser Herrgott am Kreuz — zwische zwoi Missetäter!“ (Die Bilder mit Genehmigung des Verlags A. Fischer Tübingen aus „Zwischen Donau und Bodensee“.)

Die Heimat

Dort hinter jener Sonnenhelle
Im Meere, wo das Schiff verblaut,
Erhebt sich schon des Berges Schwelle,
Von wo aus man die Heimat schaut.

Die Wogen rauschen ohne Ende,
Fontänen steigen in die Luft
Wie schwarzverhüllte Trauerhände,
Und Möwen fliegen durch den Duft.

Die Wogen, die den Strand ergreifen,
Und aller unruhvolle Gischt,
Sie toben nur von jenem Streifen,
Wo nun das Schiff im Dunst erlischt.

Wilhelm Schussen

Herausgeber Hans Reyhing, Ulm a. D., [illegible]weg 11. — Unberechtigter Nachdruck verboten.

Die deutsche Glocke

Durch ihren Mund von deutschem Land und Volke tut sie kund

Nr. 9 — Sonderbeilage der Saar-Zeitung — 1927

Zwischen Donau und Bodensee

Das Land der tausend Moränenhügel,
Der Seen und Moore, der reichen Barockbauten,
Der Dichter Wieland als Stadtschreiber in Biberach.

Zwischen Donau und Bodensee / Von Hans Reyhing

In das Kartenbild Deutschlands zeichnet die Donau eine eigene Linie. Während alle deutschen Ströme dem Norden zueilen, fließt sie von Westen nach Osten, eine Traufrinne für die Wasser der Alpen. Gewaltig erhebt sich ihr Wall an der Südgrenze Deutschlands und lockt aller Augen auf sich. So liegt gewissermaßen das Land zwischen den Alpen und der Donau im Schatten, und die Menschen durcheilen es nur in der Sehnsucht nach den Bergen. Es lohnt aber die Mühe reich, hier Atem zu holen und das Land sich zu besehen. Einmal den Landstrich zwischen Donau und Bodensee, ein Stück des Alpenvorlandes, zugleich ein Stück schwäbischen Bodens, das man im Gegensatz zum schwäbischen Neckarland, dem schwäbischen „Unterland“, gemeinhin „Oberschwaben“ nennt, ein Name, der es beanspruchen kann, daß man ihn in Deutschland hört und kennt.

Bei aller Mannigfaltigkeit und Unterhaltsamkeit unserer deutschen Mittelgebirgslandschaften ist eine starke Verwandtschaft der meisten untereinander nicht zu verkennen. Dieses Oberschwaben läuft in der zünftigen Erdkunde als Hochebene, ist aber ein Stück Erde, das es in Deutschland nur einmal gibt, so wenig man im weiten Reich draußen auch davon weiß. Den Stempel des Besonderen haben ihm und dem ganzen Alpenvorland die aus den Alpen vorgedrungenen Gletscher in längst vergangenen Zeiten, den sogenannten Eiszeiten, aufgedrückt, in denen wohl auch norddeutsche Berg- und Seenlandschaften, z. B. in Holstein und Mecklenburg, durch die Vergletscherung von Norden her in ähnlicher Weise ihren Ausdruck erhielten. Aber ein so geschlossenes Bild auf verhältnismäßig geringem Raum in so unmittelbarem Zusammenhang mit dem Heimatgebiet jener Gletscher bildet nur das Alpenvorland, also auch unser Oberschwaben.

Gewaltige Vorgänge waren es, die den Boden und das Antlitz Oberschwabens schufen. Eis und Schnee füllten alle Täler und alle Rinnen des Gebirges. Eiskappen wuchsen über alle Bergköpfe. Die Gletscher quollen breit aus den Alpentälern ins Vorland hinaus. Zu einer ungeheuren Gletscherzunge zusammengeflossen drang die Vereisung bis ungefähr zur Donau. Alles pflanzliche Leben wurde vernichtet. Die Menschen und die Tiere zogen sich vor dem kalten Tod zurück.

Wolfegg, eines der [illegible] Oberschwaben [illegible] — Heiner Baumgärtner

Milderes Klima trieb den Gletscher wieder zurück. Aber noch einmal, oder vielleicht noch einigemal stieß er vor, bis ihm endgültig die kalten Pranken abschmolzen und er sich in die innersten und höchsten Täler der Alpen zurückziehen mußte. Lebendiges Grün pflanzte ihm zum Hohn bis auf hohe Berge hinauf seine Siegeszeichen, und das Leben feierte seine vielfarbigen Triumphe auf dem oberschwäbischen Boden, den der Gletscher geschaffen. Ungeheure Massen Schutt und Geschiebe hatte er aus den Bergen mitgebracht und dem Alpenvorland aufgeschüttet. In sie hinein zeichneten sich die Flußläufe. Auf ihnen entstanden Felder und Wälder mit Gras und Kraut, Busch und Baum; auch die Legföhre oder Latsche darunter, sonst das ausgesprochene Kind der Alpen, dessen Samen die Gletscher mitgebracht hatten, ist heute noch in den Rieden heimisch. Moränen nennt man diese von den Alpen heruntergetragenen Massen, die sich den Alpen zu immer vielfältiger in lustigen Hügeln

aufbauen, und wer einmal ein hohes Fest der Wanderfreude feiern will, steige auf die Waldburg bei Ravensburg und lasse seine Blicke auf dieser oberschwäbischen Landschaft, diesem Land der tausendfältigen Moränenhügel, weiden. Im Süden leuchtet der blanke Spiegel des Bodensees auf, dahinter ragen die Berge der Alpen. Der Donau zu verlieren sich die Hügel und lassen weitgedehnten Feldern Raum, auf denen Korn und Weizen reifen; aber dem Gebirge zu, wo sie ja an Größe und Zahl zunehmen, ist das Gebiet des Wald- und Wiesenlandes. Von allen Hängen der Moränenhügel gleiten die grünen Matten, während die Hügelköpfe dunkle Tannenkronen tragen.

Zwischen den Hügeln eingebettet liegen die menschlichen Siedlungen, Dörfer, vielfach Weiler und Einzelgehöfte, liegen da und dort auch Seen, die letzten Reste der geschmolzenen Gletscher, düster blickend an dunklen Regentagen, hell aufblitzend, wenn die Sonne am Himmel steht. Stille Wasser sind es, die in den Armen der grünen Hügel träumen.

Wie beglückt es denjenigen, der ihren verschwiegenen Atem belauscht und das geheimnisvolle Leben ihrer Pflanzen- und Tierwelt kennt! Der den Traum zu deuten weiß, den die halbzugefallenen Wimpern der vordringenden Ufergewächse gefangen halten, den Traum von großen vergangenen Zeiten, da neue Welten geboren wurden und der Gletscher diese tausendhügelige, bunte Mannigfaltigkeit als lebendige Grundlage des oberschwäbischen Landes aus der unerreichbaren Höhe der toten Alpenwelt heruntertrug! Als lebendiges, prangendes Zeugnis seiner Größe hat er diese lachenden Seen zurückgelassen, wie ein König im Märchen funkelnde Perlen zurückläßt, zum Spiel für kleine und große Kinder und zum Schmuck des armseligen Menschenlebens. Mehr waren ihrer und größer waren sie in vergangenen Jahrtausenden. Aber sie werden allmählich müde und die Wimpern ihrer Augen beginnen ihnen zusammenzuwachsen. Wieviele ihrer sind gestorben und zu Torfgründen vermoort! Aber auch so noch zeugen sie von dem Werden des oberschwäbischen Bodens, diesem Lande der Seen und Moore, in großen Kapiteln der größte ihrer, der weitberühmte Federsee.

Blick vom Bussen auf die oberschwäbische Hochebene — Heiner Baumgärtner

Das oberschwäbische Land hat aber noch mehr zu erzählen als von tannbeschopften Moränenhügeln, Seen und Torfrieden, Ackerbreiten und Wiesenflächen und fetten Matten im grünen Allgäu. Wer liebt nicht die großen tiefatmenden dunklen Wälder, die unergründlichen Holzstöcke, die in dem verhältnismäßig spät und dünn besiedelten Lande übrig blieben? Wie vor allem den mächtigen Altdorfer Wald, der wie ein großer Riegel inmitten der Landschaft liegt. Hier atmet neben der Waldesruhe und Waldfeierstille leise der geheime Schauer der Räuberromantik, den der schwarze Veri und seine Bande vor 100 Jahren hineingetragen haben. Schon diese Wälder sind ein Zeugnis dafür, daß man Raum hat.

Wohl liegt am Tore ins Oberschwäbische das stattliche Ulm, wohl umschloß der Türmekranz von Ravensburg einst eine Reichsstadt von Bedeutung, die sich zu einer regen, modernen Stadt entwickelt hat, wohl legt auch Biberach, die Stadt, darin Wieland als Stadtschreiber gelebt und gewirkt hat, seine bedeutenden Trümpfe aus alter und neuer Zeit aus, und Friedrichshafen ist als Hafenplatz am schwäbischen Meer bekannt und als Luftschifferstadt von überragender Bedeutung geworden. Wohl haben sich alle alten Stadtkerne neue Ringe oder neue Flügel mit leuchtenden Ziegeldächern zugelegt, wohl regt sich allenthalben das Gewerbe, rauchen da und dort Fabrikschornsteine — aber Oberschwaben ist das Land der kleinen, stillen Städte, deren Lebensatem und Lebensmaß von seltsamem Reize ist, und es ist kein schlechter Schwank, wenn man sich erzählt, daß der Bürgermeister der ehedem freien Reichsstadt Buchau barfuß auf den Reichstag von Worms gewandert ist, wo ihm die spanische Wache den Zutritt zu der erlauchten Versammlung der deutschen Fürsten, Prälaten und noblen Bürgermeister größerer Reichsstädte verwehren wollte. Aber er hat unerschrocken dargetan, daß er „einer des hl. römischen Reiches teutscher Nation freien Stadt Buchau wohlbestellter Bürgermeister sei."

Neben großen und stattlichen Dörfern, namentlich südlich der Donau, finden wir die vielen kleinen Weiler und die unzähligen Einödhöfe, und es sind köstliche Bilder, wenn man ihre weißen Giebel aus allen Waldecken aufleuchten sieht, als wollten sie nachbarschaftlich einander grüßen.

Zum Gruße von Dorf zu Dorf recken sich da und dort stattliche Kirchtürme, vielfach in den reichen, lebendigen Barockformen Oberschwabens.

Ja, die Barockformen! Ist einmal dieser Name genannt, so geht ein Lächeln der Anmut und Lebensfreude über ganz Oberschwaben. Es ist gerade so, als hätte das weite oberschwäbische Land und der oberschwäbische Himmel, an dem die großen weißen Wolken dahin segeln wie Schiffe der Seligkeit, als hätte der Dank für den Segen der reichen Kornfelder in einer Bau- und Schmuckfreudigkeit ohnegleichen seinen Ausdruck gefunden und sich ausgelebt, vor allem in den Bauten, die Denkmale und Mittelpunkte des inneren Lebens sein sollen, in Kirchen und Klosterbauten, und so sehen wir neben Kirchen und Kapellen der Bauerndörfer und der Städte jene baukünstlerisch bedeutsamen Klosterbauten emporragen, die der Stolz der Oberschwaben und des ganzen schwäbischen Landes sind und in Weingarten ihren überwältigenden Höhepunkt haben wie ein Letztes und Endgültiges. Ueber sie muß noch ein besonderes Wort gesagt werden.

Nirgends in Deutschland sind auf verhältnismäßig kleinem Raume so viele Barockkirchen zu finden.

Umso eindrucksvoller stehen diese Baudenkmale da, weil ja neben den Herrensitzen, den verschiedenen Schlössern da und dort im oberschwäbischen Land (s. Bild Seite 1) und den wenigen Städten in dem ausgesprochenen Bauernland wenig Dinge ähnlicher Art mit ihnen um Bedeutung und Ansehen ringen und die ganze Liebe und Aufmerksamkeit ihnen bleibt.

Ja, das oberschwäbische Land ist ein Bauernland, ist ein weites, fruchtbares Bauernland, und dessen stärkster und bezeichnendster Ausdruck sind eben die unzähligen Einödhöfe, vielfach stolze Bauernherrensitze, entstanden durch Aufteilung der Dorfmarkung unter die einzelnen Bauern, so daß jeder seinen Grund und Boden an einem Stück bekam und vielfach auch Haus und Hof darauf baute, was für die Gestaltung des wirtschaftlichen und auch des Volkslebens von größtem Einfluß war, in einem Lande, wo die Vererbung des Hofbesitzes auf den Erstgeborenen altes Herkommen ist. Oberschwaben ist eine reiche Kornkammer. Doch je mehr wir gegen den Bodensee fahren, je zahlreicher werden die Obstbäume, und

Gut ist dr Seewei' au,

Wenn i no hätt!

Eine Hochebene nennt die zünftige Erdkunde dieses oberschwäbische Land. Das mag man verstehen, wenn man der gewaltigen Gebirgswelt denkt, die sich im Süden erhebt und angesichts der sich alle Erhebungen ducken und Tal und Hügel ertrinken. Eine Hochebene also. Im ganzen, ja wohl! Und in unerreichbarer Höhe, wohin sich nur der Menschen große, kühne und unsagbare Träume schwingen, spannt sich der wundersame, weite blaue Sommerhimmel, so weit und groß wie eben nur in Oberschwaben und so blau und tief, als wollte er alle Wunder und Geheimnisse ahnen lassen, die hinter ihm verborgen liegen, deren Ahnung gerade denen, die mit Liebe in diesem heiteren Lande weilen, in ganz besonderem Sinne überlassen und geschenkt zu sein scheint.

Der Dichter Wieland in Biberach

Die alte Reichsstadt

Aus schweren Kämpfen zur Reformationszeit und harten Leiden während des Dreißigjährigen Kriegs hatte sich in Biberach eine seltsame Staatsverfassung herausgebildet. Das Städtchen war zur Hälfte katholisch und zur Hälfte protestantisch, wobei die Patrizier und die ärmere Bevölkerung zum größten Teil zur konservativen katholischen, die wohlhabenderen Bürger und Kaufleute zur demokratischen evangelischen Partei zählten. Beide Parteien lebten, wenn nicht gerade ein Prozeß den Frieden störte und das träge Bürgerblut in Wallung brachte, miteinander in Eintracht, und es mochte als Symbol ihrer religiösen Duldsamkeit die prächtige Martinskirche dienen, um die die kleine Republik gebaut war und in deren Ausschmückung sie ihren Stolz setzte. Um Eifersucht und Neid zu bannen, teilte man sich seit dem Westfälischen Frieden ehrlich und redlich in alle Stadtämter, vom Bürgermeister bis zum Nachtwächter herab, so daß es gleichviel katholische wie evangelische Bürgermeister, Senatoren, Aerzte, Apotheker, Büttel und andere Diener des Staates gab. Selbst die Büchsenmacher-Stellen waren paritätisch verteilt, auf daß keine evangelische Büchse etwa beim katholischen Büchsenspanner hätte geflickt werden müssen. Diese redliche Teilung hatte, so komisch sie auf den ersten Blick scheint, ihr Gutes. Rechte und Ansprüche jeder Partei waren genau abgesteckt und ließen keinen Streit entstehen. Nur einigen Aemtern wehrte Notwendigkeit eine Doppelbesetzung. Der Stadtbaumeister hatte in Biberach wenig zu tun. Sein Stand nährte kaum einen Mann. Und auch das Totengräberamt war nicht besonders einträglich, die lebensfrohen Katholiken überließen es gern und willig einem evangelischen Mitbürger; dafür beanspruchten sie das geruhsame und nachdenkliche Amt des Stadtuhrners, nach dem sich die ganze Republik zu richten hatte. Den Posten eines Stadtschreibers aber, der mit der einträglichen Dotation von zwölfhundert Gulden verbunden war, teilten sie in der Weise, daß auf einen Katholiken immer wieder ein Protestant und auf diesen wieder ein Katholik folgen sollte. Es muß aber mit der Redlichkeit schon damals einen Haken gehabt haben; denn um dies gut bezahlte Amt wurde immer und immer wieder gestritten.

Das mittelalterliche Ravensburg — Heiner Baumgärtner

Amtseinsetzung

Wenige Tage später erfolgte Wielands Amtseinsetzung. Morgens dreiviertel acht Uhr rief das Rathausglöcklein mit hellem Klingen den ganzen Rat zusammen. Feierlich und gemächlich, je nach Würde und Temperament, kamen die Senatoren aus den engen Gassen über den Marktplatz und verschwanden unter den Arkaden des Rathauses. Der Amtsknecht zog eine eiserne Kette über die Straße ums Haus, damit die weisen Stadtväterköpfe durch das Rumpeln der Fuhrwerke nicht im Denken gestört würden. Hillern führte Wieland in die neugierige und würdevolle Ratsversammlung ein. Sebastian Wunnibald von Settelin, der katholische Bürgermeister, hielt eine feierliche Ansprache, auf die Wieland ebenso feierlich antwortete; dann schwor er vor dem Kruzifix und zwei brennenden Kerzen, die Verfassung der Reichsstadt zu achten und mit Leib und Leben zu schützen, niemand, als den Kaiser, über ihr anzuerkennen und sein Amt nach Recht und Gerechtigkeit auszuüben. Als die Zeremonie vorüber war, schüttelten die Senatoren ihm die Hand und hießen ihn willkommen. Und da es heute im Staat nichts weiter zu regieren gab, gingen die Senatoren nach Konfessionen getrennt in die Geschlechterstuben, um sich bei Wein und Spiel von der schweren Arbeit zu erholen. Der Amtsknecht öffnete die Sperrkette und ließ die Herren, salutierend, passieren. Herr von Hillern bat Wieland, einen Augenblick auf ihn zu warten, er habe mit dem Amtsbürgermeister noch zu tun. Ein Brautpaar harrte im Gang, um das Aufgebot zur Ehe ergehen zu lassen. Der Ratsknecht führte es herein. Der Bräutigam, ein einfacher Weber aus der Webergasse am Fuße des Gigelberges, war in seinen dunklen Mantel wie in eine schwarze Toga gehüllt; er trug den Degen umgeschnallt und die Büchse unterm rechten Arm. Zur Linken ging die schwarzgekleidete Braut, die sittsam ihre von Spitzen und Börtchen umrahmte weiße Stirne neigte. Die goldene Radhaube saß stolz auf dem Kopf; die langen schweren Zöpfe, mit weißen und roten Keuschheitsbändern durchflochten, hingen ihr über die Schultern.

„Was ist Euer Begehr?" fragte Herr von Settelin barsch und sah von seinem Amtsstuhl streng auf das Paar.

„Wir wollen heiraten und bitten ums Aufgebot," antwortete der Bräutigam keck.

„Seid Ihr katholisch?"

Der Weber bejahte es.

„Trägt Eure Braut die weißen und roten Bänder mit Recht?" inquirierte der Bürgermeister weiter.

„Und ob!" antwortete flink der Bräutigam und lachte, indes die Braut errötete. Während der Kanzlei-Verwalter Name, Stand, Geburtstag und anderes erfragte, spielte der Bürgermeister mit seiner goldenen Amtskette. Dann erklärte er dem Bräutigam mit wichtiger Miene seine Pflichten als Bürger der freien Reichsstadt, die Rechtsame, in die er als Mann eintrete, und ließ sich mit feierlichem Handschlag ihre Erfüllung geloben; er fragte ihn auch, ob Ober- und Untergewehr sein eigen seien, was der biedere Weber bejahte.

„So pflanzet, wie's in Biberach üblich ist, zwei Obstbäume auf dem Eschbach, die wachsen, gedeihen und blühen sollen wie Eure Kinder," schloß der Bürgermeister seine Rede und stand auf. Der Weber trat an den Tisch heran, machte, da er nicht schreiben konnte, drei kräftige Kreuze unters Protokoll und ging. Auf der Treppe schoß er seine Flinte zum Fenster hinaus, daß der Schuß durch die Rathausgänge dröhnte und die schlafenden Schreiber weckte. Auf dem Weg zur Braut in der Konsulentengasse hörte man ihn seine Donnerbüchse zum andernmal und vor dem Brauthaus zum dritten Male losbrennen. So forderte es Brauch und Sitte in Biberach. —

Wieland lächelte heimlich, wie eine menschlich schlichte Sache zur Staatsaktion aufgebauscht wurde und wie die Menschen zähe an jedem Tüpfelchen der Ueberlieferung festhielten. Aber es gefiel ihm, daß alles öffentliche Geschehen ins strenge Gesetz einer Form geschnürt wurde; denn auch die Narretei muß, soll sie nicht in Zügellosigkeit ausarten, feste Normen haben.

Klosterkirche Wiblingen bei Ulm — Heiner Baumgärtner

Bei vornehmen Freunden

Graf Friedrich von Stadio residierte wieder auf Warthausen und hatte Wieland zu einem Abendkonzert eingeladen. Von der Decke hing ein Lüster, in dessen Kristallen die Kerzenlichter in allen Regenbogenfarben funkelten. Von den Wänden sahen Ahnenbilder nieder. Auf schwarzen Konsolen schimmerte chinesisches Porzellan; ein großer Spiegel über dem Kamin des Turmrunds warf Licht und Bilder wider. Gläserklirren füllte das Turmzimmer. Kerzen flimmerten. Seide rauschte, Augen blitzten, rote Lippen lachten, weiße Zähne schimmerten. Helles Frauenlachen flog durch das offene Fenster in die blaue Vollmondnacht, und Heiterkeit regierte die frohe Stunde. Nur die Lakaien in ihren gold- und silberbestickten Röcken und weißgepuderten Perücken standen schweigsam wie Statuen neben der Tür und sahen ernst in das fröhliche Fest.

(Aus: „Der galante Stadtschreiber", ein Wieland-Roman von Matthäus Gerster, Verlag Strecker und Schröder, Stuttgart.)

und daß sie gewaltige Anstrengungen machte, das Volk wieder einem starken religiösen Leben zuzuführen. Der Süden war außerdem der Entwicklung dieser Baukunst deshalb günstig, weil Italien benachbart ist, das die Grundformen des Barockstils ausgebildet hatte. Von Italien kamen denn auch diese Formen, vermittelt durch vorarlbergische Werk- und Maurermeister, die bald in ganz Oberschwaben und in der Schweiz als Bauleute gesucht waren. Die Familien der Beer und der Thumb waren bei uns die bekanntesten, und eine ganze Reihe von Bauten, so auch die gewaltige Stiftskirche in Weingarten, gehen auf ihre Tätigkeit zurück.

Die Verzierung aus Stuck und die Malerei wurde von Künstlern ausgeführt, die hauptsächlich aus Bayern kamen. Berühmte Stukkatoren waren die Schmuzer aus Wessobrunn, auch eine weitverzweigte Familie, deren Namen wir auf Schritt und Tritt in der Baugeschichte der oberschwäbischen Kirchen antreffen. Merkwürdig ist, daß die italienischen Formen unter den Händen dieser Meister, der Baumeister wie der Dekorateure, alsbald ein deutsches, volkstümliches Gepräge bekommen, das in fühlbarem Zusammenhang steht mit den im ganzen Süden weitverbreiteten Formen der späten Gotik, ganz im Gegensatz zu dem Barockstil der Schlösser (Ludwigsburg, Stuttgart, Würzburg usw.), der immer etwas Fremdes für uns behält.

Das kirchliche Barock in Oberschwaben ist der lebensvolle Ausdruck einer neu erwachten Glaubensinbrunst des Volkes. Daß eine solche Erscheinung möglich war in einer Zeit, in der Deutschland unter politischer Ohnmacht und wirtschaftlichem Niedergang, unter dem Druck der eigenen tyrannischen Fürsten und der fremden Kriegsleute litt, die Jahr um Jahr die deutschen Gaue durchstampften: das zeugt aufs Herrlichste von der unzerstörbaren Kraft der deutschen Seele.

Weingarten / Von Wilhelm Schussen

Aus der reichen Welt der barocken Kloster- und Kirchenbauten des Landes zwischen Donau und Bodensee glänzt wie ein Stern erster Größe Weingarten.

Es ist ganz wunderbar: sobald man auf den unteren Stufen des Terrassenaufgangs zum Münster steht und das Auge nur ein erstes Stück der herrlichen Schauseite erfaßt, atmet man sofort die große Luft des Weltbedeutenden, und sofort ergreift den Beschauer ein ganz ähnliches Gefühl wie etwa in Reims oder Burgos, wo man ebenfalls einer ganz einzigen Sache zulieb aus aller Welt hinwandert. Der Vatikan und der Petersdom in Rom haben ihre ebenbürtigen Nachbarn, gigantische Trümmer aus gigantischer Zeit. Das oberschwäbische Sankt Peter hat keine Rivalen. Erst der große gotische Wurf des Ulmer Münsters bietet wieder Ebenbürtiges. Auf vielen Steinstufen steigt man langsam mit feuchten Blicken empor. Die dohlenumkreiste Patinahaube eines Turmes lauscht ins Blau, die Balusterattika mit hellerem Ziergiebel steht gegen einen großartigen Himmel. Von Stufe zu Stufe wird dem Auge des Pilgers ein neues Stück geschenkt. Und dann hat man auf einmal die ganze Pracht der heitergestirnten Kirche vor sich: zwei gewaltige Türme, drei Portale, große Rundbogenfenster und doppelte Akanthuspilaster dazwischen. Das ist in Wahrheit noch vornehmes Barock, unwucherig (barocco heißt Wucher), edel, gemessen, voll sicherer Würde und doch froher, diesseitiger und zugleich erlöster als die in antiker Strenge hingestellte Weltkirche Roms. Hier steht man befreit mit beiden Füßen auf der lieben Erde und sieht doch den ewigen Himmel winken.

Kloster Rot an der Rot, eines der großzügigen Barockklöster Oberschwabens
Heiner Baumgärtner

Ich weiß nicht warum, aber diesmal hat mich das Innere des Münsters lange nicht so mächtig ergriffen wie in früheren Jahren und meine Vergleiche mit Rom und Reims und Burgos kommen mir nun arg übertrieben vor.

Freilich, damals war ich ja auch noch jung und klein, als ich an einem Freitag nach Himmelfahrt zum Blutritt hierher pilgerte, die 1200 reitenden Bauern auf ihren schweren Gäulen bewunderte, mich an den vielen, vielen Musikkapellen ergötzte, dann die riesige Halle betrat, zu den Emporengalerien hinaufstaunte und Angst bekam, die Beter dort oben könnten im nächsten Augenblick in die Tiefe stürzen.

Damals wußte ich auch die Zahl der Register und der vielen tausend Pfeifen der großen Orgel des Münsters. Uebrigens erfahre ich gleich nachher, daß es 7000 Pfeifen sind. Was mich heute sofort entzückt, ist die wundervolle Harmonie der edelgestimmten Stuckverzierungen und der in matter Buntheit gehaltenen Malereien der flachen Gewölbe, die über dem reinen, reichen Weiß der mächtigen Pilaster wie Baldachine schweben. Sie ist wirklich schon ein Stück Himmel, die Kunst dieses vornehmen Barocks, ein auf die Erde herniedergebanntes, zwischen Pfeilern und Gewölben und Kuppeln eingeschlossenes Stück blauer Ewigkeit, ein dankjubelndes Zelt einer erdgewachsenen und doch erlösten Christenheit. Es hat eine Zeit gegeben, in der die Schriftsteller oft das Wort „sterbeblau" gebraucht haben. Dessen erinnere ich mich jetzt plötzlich, und nicht ohne Grund. Es wird einem in Wahrheit ganz merkwürdig wohl, sterbensleicht und himmlisch ums Herz unter diesem kunstvollen, blauweiß und goldbraun gemalten, über lauter weißer Reinheit thronenden Himmel.

Von dieser Rokokokanzel aus zu predigen, daran ein großer Engel ganz dicht über den Köpfen der Andächtigen schwebt, muß ein besonderes Gnadengefühl sein. Diese prächtige, lichte Hallenkuppelkirche erhebt durch ihre akademische Vornehmheit und gleichzeitige Vollwuchtigewalt die Geistigen wie das Volk. Unter ihrer hohen Kuppel habe ich einmal ein Stück von Johann Sebastian Bach auf der großen Orgel spielen hören. Das rauscht mir immer noch als ein ganz ungeheures Erlebnis durch Ohr und Herz. Dieser Kunstgenuß ist mir heute nicht vergönnt, und es ist mir auch nicht vergönnt, jenes Erlebnis wiederzugeben . .

Sonne-n-Aufgang auf em Busse / Eine Mundartprobe

Es wead o'sange heall,
dear Neabel zuiht si nieder;
jetz gucket d Sonne seall
zua lahre Schwabe wieder.

Sui sitzt in Feadresat
mit lahre Strahle nei'
und geit, wie in der Haih,
en goldne Sunneschei'!

Von älle Wiese rauf,
doa steiget feine Düftle,
und bis in d Wolke nauf
singt s Lerchle in de Lüftle.

E Rehle und es Has
springt oi's em andre noah,
und dött im hoahe Gras
stoaht schao' dr Jäger doa.

Jetzt goht es Tagwerk a',
es treibt schao' älls sei Wease;
es schaffet Weib und Ma'
mit Egte, Pfluag und Bease.

Ah, wie ist des e' Zier!
Aells grea' und bloa dr Himmel!
Mei Herz verspringt mr schier
voar Freud in deam Gewimmel.

Dionis Kuen.

Schreck im Moor

Ringsum kein Laut,
Kaum noch ein Säuseln in dem Rohr.
Soweit man schaut
Nur rote Heide, braunes Moor
Und grüne Büsche da und dort.

Auf weichen Pfaden stundenweit
Ueber dunkle Wasser fort
Hinschlendern ist hier Seligkeit.
An einer Hütte mach ich halt,
Im Schrecken fast, und lupf den Hut

Vor einem Weibsbild runzlig, alt,
Mit einem Kopftuch kurz und gut
Grad wie die Haut von einem Fisch
aus tausendjährigem Geschlecht.

Wilhelm Schussen

See und Moor / Von Wilhelm Schussen

Welch' schöne Bilder bilden die rohrumrauschten Seen des schwäbischen Oberlandes zwischen Donau und Bodensee!

Große, weiße, alles Sonnenlicht in sich auffaugende Bälle vollblühender Seerosen schimmern hier im Sommer allüberall. Die

In einem oberschwäbischen Torfried
Heiner Baumgärtner

Blüten stehen einzeln und fürstlich voneinander abgerückt und erfüllen doch in wundersamer Gemeinschaft den ganzen dunkelblauen, grüngestreiften Grund mit ihrer Pracht, die weißer ist als Schnee.

Hurtige Tauchenten rudern am Rand des Schilfes dahin. Der helle Kopffleck eines Bläßhuhns blitzt aus dunkelgrünen Binsen. Der steile weiße Hals des Haubentauchers wetteifert mit dem Himmelfahrtsschnee der Seerosen. Wildenten trompeten im Röhricht. Bläßhühner locken schrill dazwischen. Ein drolliger Frosch, der in der Zeit sich versehen hat, quarrt irgendwo aus einem Tümpel am flachen, breiten, schwammigen, mit Binsen und Sauergras und gelbblühenden Schwertlilien bewachsenen Ufer; auch die großen goldenen Schalen der großen Sumpfranunkel entzücken hier. Kleine blaue, dunkelbraune und grellscheckige Schmetterlinge taumeln rastlos dicht am Boden hin. Fliegen und Bremsen schießen in jähen, brennenden Tönen durch die Glutluft. Dann und wann wispert ein Heupferd im niedrigen Grase. Und die Goldammer singt ihre einsame, kurzatmige, hier seltsam ergreifende Weise aus traumhafter Zeitlosigkeit heraus. Im Frühling brüten hier die Möven, die große scheue Rohrdommel versteckt sich im Schilf, blaue Libellen gaukeln über die Wasserfläche, Eisvögel wechseln pfeifend ihren Platz, der einsame Reiher fischt während des Dauerkonzerts der Rohrsperlinge, allerhand Strandläufer, Kiebitze und Schnepfen beleben den sumpfigen, schwankenden Strand. Im Uferwasser lauern große Hechte auf Beute und in der Tiefe haust noch der oberschwäbische Walfisch, der riesige bärtige Weller. Es gibt in diesem lichttrunkenen Oberschwaben eine Unzahl solcher großer und kleiner, weltverlorener Weiher mit ganzen Feldern einsam blühender Wasserrosen auf wunderblauem Grunde. Wochen kann man an diesen Weihern zubringen und immer wieder Neues erleben: im Winter aber kann man hier Schlittschuh laufen und die Wasserpflanzen unter dem Kristall studieren oder zwischenhinein den Eismännern zuschauen, die für eine der vielen Brauereien Eis ausbrechen und auf Schlitten laden. Das schmucke Städtchen Waldsee spiegelt sich wie Genf und Venedig im nahen Wasser, und die ehemalige freie Reichsstadt Buchau war einst vollkommen von dem immer mehr zurückgehenden, großen, seichten Federsee umspült.

In den zahlreichen Mooren der Landschaft gibt es noch viele seltene Pflanzen, wie den fleischfressenden Sonnentau und das Fettkraut. Grüne Wasserlinsen schwimmen auf kaffeebraunem Bruchwasser, der blaßrote blühende Froschlöffel wiegt seine hübschen Blätter, weiße Studentenröschen schaukeln ihre zarten Kelche, das interessante Pfeilkraut mit seinen zweierlei Blättern und Blüten wächst hier, dunkles, ernstes Kolbenrohr und stechende Igelkolben gedeihen zur Freude der einheimischen Knaben, die diese Wunderdinge mit nach Hause nehmen und wohl auch die Stube damit schmücken.

Eine Wanderung durch ein topfebenes, einsames Ried oder Moor, anderswo auch Moos genannt, gehört zum schönsten, was es auf dieser schönen Erde gibt. Zahllose, zerstreute Birken stehen mit grellsilbernen Stämmen in der anscheinend endlosen Heide, über die einst die Pfahlbauern im Einbaum dahingefahren sind. Vereinzelte Forchen dunkeln dazwischen. Den feuchten Moorboden überziehen braunes, halbverwelktes Heidekraut, noch graues Sauergras, graue Wollgräser, die bereits grünliche Staubblätter ansetzen, noch kahle Moosbeerbüsche, die im Sommer so schöne, große, blaue, erquickende Beeren tragen. In den ausgestochenen Flächen, Abstiche genannt, wirft kaffeeschwarzes, fauliges Moorwasser auch vom blauesten Himmel herunter ein ewig düsteres Spiegelbild zurück. Der Rand der Wasser und die seichten Stellen sind mit grünen Torfmoosen und Sauergräsern bedeckt, deren absterbende Teile hier halb vermodern, verfilzen und Sarg und Wiege für neue Geschlechter darstellen.

So entstanden im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende immer neue Schichten über den alten und ältesten, die nun unterm Druck der jüngeren Lager samt den vorgeschichtlichen Pfahlbauerndörfern in der Tiefe wuchten.

Ein Rebhühnerpaar schwirrt dicht neben mir aus grauem Wollgrasfleck auf. Ein Habicht schwebt einsam in großer Höhe. Dort drüben steigen schnatternde Wildenten aus einem Graben empor. Birkhühner sehe ich heute keine, auch den schnarrenden Wachtelkönig nicht. Und auch den „Riedmäckeler" (Riedmeckerer) sehe ich diesmal leider nicht. Der Riedmeckerer wiehert wie ein Füllen und meckert wie eine Ziege, stark, laut und gellend, so daß man jäh erschrickt und unwillkürlich das Gelände nach irgendeinem großen Vierfüßler absucht, bis man dann schließlich zur größten Verwunderung entdeckt, daß man es mit einem Vogel, der Bekassine, zu tun hat, die hoch oben in der Luft diese merkwürdigen Laute hervorbringt.

Was für ein begehrter Artikel der Brennstoff heutzutage geworden ist, habe ich auf meiner Kohlenhändlerrechnung in Stuttgart erleben dürfen. Zum Glück war die Lieferung wenigstens gute Ware, wie ich auf den ersten Blick sofort mit Genugtuung feststellte. Denn zwischen Torf und Torf ist ein himmelweiter Unterschied. Hat doch guter Brenntorf wohl die zehnfache Heizkraft von minderwertigem. Und wer hier Laie ist, kann ganz gehörig hereingelegt werden, fast so arg wie beim Roßhandel.

Neulich sah ich in einem Villenviertel leichten roten, mulligen Torf vor einem feinen Hause abladen. Ich habe mir, obwohl es

Ein zwischen Moränenhügeln gebetteter See
Heiner Baumgärtner

natürlich ganz zwecklos war, die Ohren zugehalten; denn ich habe alle die kommenden Ausbrüche der Mägde, der Köchin, der gnädigen Frau und des Hausherrn, gleichsam in einem einzigen Wutschrei zusammengefaßt, zum voraus vernommen.

Jn einem oberschwäbischen Städtchen

Skizze von Wilhelm Schussen

Brochenreute ist ein verschlafenes ehemaliges Reichsstädtchen, das heute kaum noch zweitausend Einwohner aufweist. Auf dem großen, gepflasterten, menschenstillen Marktplatz steht ein Gebäude, so groß, daß man ein Königreich darin regieren könnte. Das ist das Rathaus. Neben diesem schaut ein kleineres, aber — man sieht es — noch bedeutend älteres Gebäude recht grämlich in die neue Zeit herein. Es ist dies das einstige Spital.

Dort sind die Schulen untergebracht: Die Volksschulen. Die Strickschule. Die Abendschule. Die Gewerbeschule. Und im Erdgeschoß gegen die Krapfengasse hin: Die Lateinschule. Es ist ein wirklich sehr kleines Stück der großen Welt, das man von hier aus noch bemeistern kann. Schräg rechts, in dem Haus mit den roten, verblaßten Fensterläden, lebt der Strumpfwirker Marianus Remmele, wie auf dem Schild steht, und kämpft einen vergeblichen Kampf gegen die höllische Technik unserer Tage. Gerade gegenüber von der Lateinschule ragt das Kaufhaus Vitus Halder gewalttätig aus seiner Nachbarschaft heraus und macht sich recht breit mit seiner übergroßen, ausgetretenen Steintreppe und seiner unmäßig vollgeschriebenen Front. Man sieht es: er hat schon vielerlei ausprobiert und wieder aufgegeben, der Herr Vitus Halder. An der verwitterten Hausstirne steht das alles noch. Tuch-, Ellen- und Kurzwaren. Ausputz- und Besatzartikel. Rauch-, Kau- und Schnupftabak. Sargkränze und Brautschleier. Koch- und Futtersalz und Geigenmehl und Seifenpulver. Feigenkaffee und vieles andere werden hier in verwischter Schrift bekannt gemacht.

In einem oberschwäbischen Städtchen: Wangen im Allgäu. Heiner Baumgärtner

Zwischen dem Kaufhaus und dem übernächsten ist ein schmales, krankhaftes Ding eingeklemmt, das verzweifelt nach Luft ringt und eine jammervolle Dachspitze zum Himmel schickt. Dort pflegt der Wachszieher Joseph Schmid seines Handwerks. Ueber ihm aber wohnt das Fräulein Theresia, eine bejahrte Jungfrau und zugleich gefeierte Sängerin des Brochenreutener Kirchenchors. Dann erblickt man noch die in die Straße hereinstehende Fremdenherberge zum Wilden Mann. Und endlich erreicht das Auge die kurvige Linie eines Dachfirstes. Wie hintereinander ruhende, sich duckende Vögel sehen die nasigen Hohlziegel aus. Wenn man aber in der Lateinschule einen Fensterflügel öffnet, dann hört man wohl die singende Stimme des Ausrufers: „Landwirt Banzhaf verkauft heute auf der Freibank von 9 Uhr ab schönes, frisches Rindfleisch, das Pfund zu 45 Pfennig." Und weil die Stadt so still ist und die Straßen und Gassen so nahe beisammen sind, hört man immer wieder dieselben Worte: „Landwirt Banzhaf —" bald da, bald dort, einen ganzen Morgen lang. Man kann in Gedanken immer mitwandern von Platz zu Platz. Und man weiß — wenn die Pause zu lang wird —, daß der Ausrufer jetzt im „Bärenkeller" sitzt und einen Schoppen trinkt oder bei der Bachwirtin das Unterbrot einnimmt.

Wer wundert sich, daß es dem Lateinlehrer Hohnerlein während der ersten fünfzehn Jahre seines Aufenthalts in Brochenreute manchmal enge ums Herz wurde.

Wohl sechzigmal und öfter sah Hohnerlein täglich die aufdringlichen Aufschriften am Halderschen Kaufhaus. Er kannte jedes Wort und wußte von jedem Buchstäbchen, wie es aussah, und wußte jedes Häkchen, das im Wetter notgelitten, und jedes Pünktchen, das verwischt war. Er wußte, daß bei dem Worte Geigenmehl der Tupfen fehlte, daß die beiden ersten Lettern von Schnupftabak ganz scheckig waren, daß das z von Futtersalz die Schwindsucht hatte. Und wenn er den Blick weggewandt und weiterwandern wollte, dann konnte er halt nicht weiter bis hinunter zum krämpfigen Haus des Wachsziehers, zur Fremdenherberge und hinüber nach der kurvigen Firstlinie.

Wenn es aber mittags zwölfe schlug, schritt Hohnerlein langsam über den stillen Marktplatz, wo da und dort ein Graswisch zwischen den Steinen aufwuchs. Und er betrat den Gasthof zur alten Post, wo er das Mahl einnahm und wo der Postwirt allweil sagte: „Recht guten Tag, Herr Hohnerlein," und nach einer Pause: „Ja, ja, so ist's," und hernach grausig gähnte, oder auch, wenn der Herr Gastgeber gerade zum Sprechen aufgelegt war und des Apothekers Lore, aufrecht und frisch wie keine in der Stadt, über den Markt eilte: „Die da, die Lore, die wär so was für Ihnen, Herr Hohnerlein, nicht zu jung und nicht zu alt, grad so recht. Ich weiß wohl, ich red' zu meinem eigenen Schaden, aber so ein einspänniges Leben wie Ihnen Ihrs hat keinen Zweck nicht, Herr Hohnerlein."

„Hab's auch schon manchmal gedacht, Herr Postwirt. Aber es wird wohl das beste sein, man läßt seinem alten Herzen den Schlaf, den es nun einmal gewöhnt ist."

Der Wirt gähnte wieder. — „Ja, die Lore!" — „Die Lore, die Lore." So dachte Hohnerlein öfter als er es wollte vor sich hin.

Und manch einmal geschah es, daß er ganz weich und rührselig ward und Mitleid mit sich selber hatte.

Auch kam es vor, daß, wenn er irgend etwas Schönes sah — also etwa einen fernen See, der im Sonnenlicht schimmerte; goldene Spinnenfäden, die durchs grünliche Herbstblau flossen; einen beleuchteten Waldweg, der im Tannendunkel aufflammte und dergleichen — er alsogleich an die Lore denken mußte. Auch die Birke der Jugend war dann wieder da und die schwebende Blume am Bachrain. Und es war ihm, als ob das Glück umginge.

Aber er täuschte sich nur wieder einmal, das war alles. Ganz gewiß. Und sicherlich war die Lore letzthin nur darum so rot geworden, weil sein Gruß so aufdringlich gewesen war.

Das durfte nicht wieder sein. Und er mußte schon allein sein verfahrenes Leben weiterleben.

Er saß in der Schulstube und las Schülerhefte. Neunundvierzigmal — so viel hatte er Knaben aus Brochenreute und Umgebung — die Beschreibung des Bodensees, des sogenannten Schwäbischen Meeres.

Da stand er auf und sah durchs Fenster.

Der Tupfen über dem Wort Besatzartikel war während der gestrigen Wetternacht stark mitgenommen worden. Auch das Häkchen am Feigenkaffee hatte ein wenig notgelitten.

Der Wachszieher streckte den Rücken her, und die Messingkette, die die Schürze hinten zusammenhielt, blinkte gefallsüchtig. Er sprach gerade mit dem Fräulein Theresia, der Sängerin, und erzählte von der Zeit, wo die Trichinen aufgestanden seien. Damals habe so mancher kein Schweinernes mehr angerührt. Er aber, der Wachszieher, habe sich den Teufel um die Trichinen gekümmert, und er lebe heute noch. Dann ging er aufs Wetter über, das sich nun bald ändern müsse, weil der Hausstein so naß sei.

Jetzt hörte man die Stimme des Ausrufers: „Landwirt Banzhaf verkauft morgen auf der Freibank von neun Uhr ab schönes, frisches Rindfleisch, das Pfund zu fünfundvierzig Pfennig". Und das Wort wanderte von Gasse zu Gasse.

Dann wurde es wieder stille. Nach einer langen Weile schlug es zwölfe. Und Hohnerlein ging ins Gasthaus zur Post.

„Recht guten Tag, Herr Hohnerlein! — — — ja, ja, so ist's halt!"

(Aus der Erzählung: „Hübich und Hohnerlein" in der Erzählungssammlung „Höichele der Finkler", Verlag Strecker und Schröder Stuttgart.)

Deutschland

Noch nie wie heute, so noch nie
Hab ich dich hoch und heiß geliebt.
Was gestern fiel und schief gedieh,
Soll fallen strommwärts ungesiebt.

Noch nie wie heute, deutsches Land,
Stehst du im Flammenglanz der Zeit,
Vom Föhn durchwühlt und ausgebrannt,
Zu neuer Herrlichkeit bereit.

Wilhelm Schussen.

Die Heimat

Ein Eilzug rollt landein auf Schienen
Dorthin, wo, ehe ich verschieden,
Trugen meine hellen Mienen
Einen längstgestorbenen Frieden.

Wirst du, Heimat ohnegleichen,
Wo die Augen Gottes blauen,
Mir den Mund noch einmal reichen
Und mein krankes Herz erbauen?

Werde ich wohl jemals wieder
Deine teuren Hügel grüßen,
Deine tiefgeliebten Lieder,
Oder fern dir sterben müssen?

Wilhelm Schussen.

Die Barockkirchen in Oberschwaben

Von Wolfgang Pfleiderer, Stuttgart

Wer die dünn bevölkerte Hochebene zwischen der Donau und den Alpen mit ihren niedrigen Hügelketten, mit ihren ausgedehnten Wiesen und Wäldern durchreist, ist erstaunt, wie viele mächtige Kirchen er antrifft, Bauwerke, die ihren Anhalt nicht an einer großen Stadt finden, sondern in stolzem Für-sich-sein, oft an ganz abgelegenen Stellen stehen, oder in kleinen Nestern, die sie zu betreuen scheinen, wie eine Henne ihre Küken.

Die großen Kirchenbauten der romanischen Zeit stunden an den großen Bischofssitzen, die der gotischen Zeit in den mächtigen, blühenden Städten. Und da in Württemberg keine Bischofssitze waren (es gehörte zu Speyer, Konstanz, Augsburg), und da es außer Ulm keine großen Städte besaß, so ist es arm an großen Kirchenbauten aus romanischer und gotischer Zeit. Nun aber in der Barockzeit, am Ende des 17. bis in die siebziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts, entwickelt sich bei uns, und zwar besonders in Oberschwaben und weit nach Bayern und in die Schweiz hinein, eine Bautätigkeit, die in kurzer Zeit eine erstaunlich große Zahl von Kirchen schuf, und Orte, an sich gering und unbedeutend, viele nur Dörfer, zu Bedeutung hob.

Weingarten, Blick zu der berühmten Klosterkirche Heiner Baumgärtner

So weiß man nun von Zwiefalten, Obermarchtal, Wiblingen, von Steinhausen bei Schussenried, von Rot an der Rot und Ottobeuren (dies schon im bayerischen Schwaben), Weingarten und Friedrichshafen, alles nur Kloster- und Wallfahrtskirchen, und doch Werke, die durch gewaltige Abmessung, durch mächtigen Aufbau, großartige Anlage des Innenraums und reiche, oft prachtvolle Ausschmückung zu den größten Offenbarungen des deutschen Kunstgeistes gehören.

In den Formen, im Grundriß und Aufbau und in der Gestaltung der Innenräume, sind alle diese Kirchen sehr verschieden. Doch stimmen für die meisten wohl etwa die folgenden Züge: Ein einfaches Langhaus mit nicht sehr steilem Satteldach, ein schwach ausgebildetes, manchmal abgerundetes Querschiff, die Eingangsseite an der Stirn des Langhauses, meist in schöner Schwingung vorgewölbt, um einer Vorhalle Platz zu geben, gegliedert durch mächtige Säulen oder Pilaster[1]) und bekrönt mit einem flott geschwungenen Giebel. Das Ganze nach oben beschwingt durch zwei Türme in klarer Stockwerkteilung, die mit Kuppel- oder Zwiebel-förmigen Hauben abgedeckt und fast durchweg mit großen, sorgfältig eingefügten Uhren versehen sind. Weingarten hat außer den Türmen auch noch eine mächtige Kuppel, da wo Langhaus und Querhaus sich schneiden. In starkem Gegensatz zu dem einfachen, aber kräftig stolzen Außenbau steht die Ausgestaltung des Innenraums. Tritt man hinein, so ist man überwältigt, ebensosehr durch die Feierlichkeit des Raums, wie durch die Farben- und Formenlust seiner Ausstattung. Schwere, durch Rundbogen verbundene Pfeiler trennen schmale Seitenschiffe ab und stemmen in schwindelnder Höhe die Arme ihrer Quergurten gegen die mächtigen Deckengewölbe. In halber Höhe tragen sie oft Galerien, die weniger praktischen Zwecken dienen, als vielmehr die Aufgabe haben, die verschiedenen Glieder des Innenraums fürs Auge durch eine entscheidende wagrechte Linie zu verbinden. Dieses Gerippe des Innenraums ist nun mit der kunstvollsten und reichsten Verzierung bekleidet. Eine wuchernde, saftstrotzende Formenwelt, leuchtend in Gold und mannigfach abgestuften Farben, umspielt Decken und Wände, Gesimse und Geländer; dazwischen tummeln sich Englein und schweben Heilige in den kühnsten Stellungen; die Decke mit ihrer figurenreichen Malerei tut sich auf wie der Himmel selbst: nirgends findet das Auge einen Ruhepunkt bis es den Hochaltar im Chor erreicht, in dem sich die Pracht zur höchsten Glut steigert. Dem Gläubigen, der, sei es zu regelmäßigem Gottesdienst oder als Wallfahrer, die Kirche betrat, mußte es zu Mut sein, als sei die himmlische Seligkeit zu ihm auf die Erde herabgestiegen.

Man wird fragen, welches denn die Wurzel dieser großen Baukunst sei. Wie erklärt sich diese unvermutete Blüte gerade in diesem südlichsten Streifen Deutschlands? Woher kam das Geld, der Wille, der Mut zu solchen Schöpfungen? Woher die künstlerischen Ideen, die Künstler selbst, in einer Zeit, deren Kultur durch den 30jährigen Krieg zerstört oder doch schwer geschädigt war?

Der große Krieg mit seinem unendlichen Jammer und Elend hatte, wie wir das ja auch nach dem Weltkrieg beobachten konnten, eine vielfache Erneuerung des religiösen Gefühlslebens und Steigerung des religiösen Bedürfnisses mit sich gebracht. Der Ausdruck dieses neuen geistigen Lebens war im protestantischen Norden die Kirchenmusik mit ihrem größten Vertreter Johann Sebastian Bach, und im katholischen Süden die kirchliche Baukunst. Der Katholizismus mit seinem Marienkultus und seiner Heiligenverehrung stand der bildenden Kunst näher als der Protestantismus. Dazu kam, daß die katholische Kirche nach einem Jahrhundert der Glaubenskämpfe ihre Kräfte wieder gesammelt und ihre ganze Organisation gefestigt hatte,

[1]) Mit Pilaster bezeichnet man in die Wand eingelassene Pfeiler.